

KAREN WHITE
BEATRIZ WILLIAMS
LAUREN WILLIG
DAS SAPHIRBLAUE ZIMMER

KAREN WHITE · BEATRIZ WILLIAMS
LAUREN WILLIG

Das
saphirblaue
Zimmer


ROMAN

Deutsch von Sonja Rebernik-Heidegger

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The forgotten room« bei New American Library,
an imprint of Penguin Random House, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Harley House Books, LLC;

Beatriz Williams; and Lauren Willig; 2016

Published by Arrangement with HARLEY HOUSE BOOKS, LLC,

Beatriz Williams, and Lauren Ratcliffe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Blanvalet in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, Neumarkterstr. 28, 81673 München

Redaktion: Sabine Thiele

Umschlaggestaltung und -abbildung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

JvN · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößnek

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0427-5

www.blanvalet.de

*Auf guten Wein,
gute Freunde und alte Häuser*

Eins

NEW YORK CITY

JUNI 1944

Kate

*D*er Regen, der auf die verdunkelte Glaskuppel über meinem Kopf trommelte, wirkte so hypnotisierend wie das Ticken einer Uhr, und weder die harte Marmortreppe, auf der ich saß, noch die fein gearbeitete Spindel des Treppengeländers, die sich gegen meine Stirn presste, konnten etwas gegen das einlullende Schlaflied der Regentropfen ausrichten. Ich versuchte, mich auf das kunstvolle Treppengeländer der alten Stadtvilla zu konzentrieren und die herausragenden architektonischen Details auf mich wirken zu lassen, die nicht einmal die Umwandlung in ein Krankenhaus übertünchen konnte.

Ich dachte zurück an die Spaziergänge, die ich als Kind mit meiner Mutter entlang der Neunundsechzigsten Straße unternommen hatte. Wir waren dabei nicht unserem üblichen Weg gefolgt, doch am Ende schien es trotzdem jedes Mal so, als wären wir nicht bloß aus reinem Zufall an unser Ziel gelangt. Wir überquerten die Straße und verharnten auf dem Bürgersteig, während wir zu der siebenstöckigen Villa mit den hohen Fenstern hochsahen, die blicklos auf uns herunterstarrten und scheinbar genauso begierig darauf waren wie ich, den Grund

meiner Anwesenheit zu erfahren. Meine Mutter hatte mir erzählt, dass sie früher eine kurze Zeit in diesem Haus gewohnt hatte, als es noch als Pensionat für ehrenwerte Damen gedient hatte. Sie hatte jedoch nie erwähnt, warum es sie immer wieder an diesen Platz auf der gegenüberliegenden Straßenseite zurückzog, und vor drei Jahren war sie schließlich gestorben. Es war mir beinahe wie eine glückliche Fügung erschienen, als ich nach meiner ärztlichen Ausbildung eine Stelle im Storn-away Hospital bekommen hatte. Beinahe so, als hätte es meine Mutter die ganze Zeit über geplant.

Mein Blick blieb an dem Flachrelief an der gegenüberliegenden Wand hängen, das den heiligen Georg zeigte, der gerade auf einen Drachen einstach. Es war ein Motiv, das ich immer wieder im ganzen Haus gesehen hatte, seit ich vor beinahe einem Jahr hier angefangen hatte zu arbeiten. Als mir einen Moment lang die Augen zufielen, sah ich vor mir, wie der Heilige und der Drache von der Wand stiegen und sich in ihrem immerwährenden Kampf auf dem gefliesten Boden krümmten.

Mühsam öffnete ich die Augen, wenn auch nur, um mich zu vergewissern, dass die steinernen Gegner sich nicht vom Fleck bewegt hatten. Dann zog ich mich am Treppengeländer hoch. Ich war so furchtbar müde. Es war meine zweite Doppelschicht in Folge, und ich bezweifelte, dass es die letzte sein würde. Das Krankenhaus wurde nach der kürzlich erfolgten Invasion Frankreichs von einer Welle verwundeter Soldaten überrollt. Da sich mittlerweile immer mehr Ärzte zum Dienst in der Armee verpflichtet hatten und nach Übersee unterwegs waren, gab es ohnehin nicht mehr viele von uns, und die, die übriggeblieben waren, arbeiteten so viel, wie es seit der Ausbildung kaum noch notwendig gewesen war.

Beim Heulen einer herannahenden Sirene riss ich mich rasch zusammen, bevor mich eine der Schwestern in diesem

Zustand psychischer Verwirrung ertappte. Als einzige Ärztin im Krankenhaus war es schon schwierig genug, vor den männlichen Kollegen das Bild einer Frau ohne Gefühle und persönliche Bedürfnisse aufrechtzuerhalten. Vor den Schwestern war es hingegen beinahe unmöglich. Hätten sie mich gefragt, warum ich Ärztin geworden war, hätte ich es ihnen gesagt. Doch sie fragten nicht. Ihrer Meinung nach war ich Ärztin geworden, weil ich mir zu schade war, um Krankenschwester zu sein.

Einige wenige brachten mir Respekt entgegen, obwohl ich eine Frau war, doch die meisten waren zu traditionsbewusst und hatten zu hart geschuftet, um sich als Krankenschwester eine höhere Stellung zu erarbeiten. Für sie war ich nichts weiter als ein Emporkömmling.

Bei dem Gedanken daran musste ich beinahe lachen, denn mir fielen sofort wieder die zahllosen Bettpfannen ein, die ich leeren musste, und die Nähte, die ich zu setzen gehabt hatte, weil es zu wenig Pflegepersonal gab. Das Lachen blieb mir jedoch im Hals stecken, als mir klar wurde, dass die Sirene immer lauter wurde. Gerade so, als käme sie direkt auf mich zu. Innerlich verfluchte ich die Verdunkelungsvorhänge und die bemalten Fenster, die jeglichen Blick aus dem Krankenhaus genauso effektiv unterbanden, wie sie die Skyline der Stadt vor potenziellen Angreifern verbargen.

Mittlerweile war ich hellwach und lief die Wendeltreppe hinunter. Ich kam an einigen herrschaftlichen Zimmern vorbei, die zu Operationssälen umgerüstet worden waren, an einem Labor und an einem Krankenzimmer, das bis auf den letzten Platz belegt war. Mein weißer Kittel schlug mir gegen die nackten Beine. Es war Jahre her, seit ich zuletzt ein gutes Paar Strümpfe besessen hatte, doch ich hatte viel zu viel vom Krieg miterlebt, um deswegen betrübt zu sein.

Ich gelangte als Erste ins Foyer, schnappte mir eine Taschen-

lampe vom Tisch und schaltete sie ein. Die inneren Türen, die in den Windfang führten, waren vorübergehend an der Wand festgehakt worden, sodass nur ein zügiger Druck gegen die Außentüren notwendig war, um nach draußen zu gelangen. Sofort prasselte der Regen auf mich ein und durchnässte mich bis auf die Haut, sodass Kittel und Kleid an meinem Körper klebten.

Ich lief die rutschigen Steinstufen hinunter auf den Krankenwagen zu, der gerade an den Randstein fuhr. Die Frontscheinwerfer waren zur Hälfte schwarz bemalt, das Blaulicht ausgeschaltet. Der Fahrer stieg aus dem Wagen. Er war ein großer Mann und blickte mit traurigen Augen unter der Krempe seines tropfnassen Hutes hervor.

»Warten Sie«, sagte ich und stellte mich ihm in den Weg. Ich musste schreien, um mich über den Regen hinweg verständlich zu machen, der auf den Krankenwagen und die Straße prasselte. »Wir haben keinen Platz mehr. Selbst im Speisesaal stehen überall Pritschen mit Patienten. Wir sind vollkommen überfüllt.«

»Ich folge nur meinen Befehlen, Ma'am. Wir haben hier einen Offizier. Er kommt direkt vom Schiff und ist in ziemlich schlechter Verfassung. Ich habe den Auftrag erhalten, ihn hierher zu bringen.«

»Aber ...«

Der Kerl schob sich an mir vorbei, als wäre ich nichts weiter als ein kläffender kleiner Hund, gerade als Dr. Howard Greeley mit einem Regenschirm in der Hand gemächlich hinter den Krankenwagen trat. Seine Glubschaugen wanderten über meinen durchnässten Körper und die Kleider, die mir am Leib klebten. Er bot mir keinen Platz unter seinem Schirm an.

Stattdessen schüttelte er bloß kurz und missbilligend den Kopf und wandte sich an den Fahrer. »Was haben wir hier?«

»Einen Offizier, Sir. Er ist in schlechtem Zustand.«

»Wir finden sicher einen Platz für ihn.« Dr. Greeley warf mir einen vernichtenden Blick zu.

Die beiden Männer ignorierten mich weiterhin, während ein Krankenwärter die Türen des Krankenwagens öffnete, so dass wir einen Blick auf die unter einer Decke zusammengekauerte Gestalt im Inneren werfen konnten. Trotz der Junihitze zitterte der Patient am ganzen Körper.

Während die Krankenwärter ihn für die Verlegung vorbereiteten, reichte jemand Dr. Greeley eine Mappe, die vermutlich die Krankengeschichte des Patienten enthielt. Ich hatte keine Lust mehr, ignoriert zu werden, weshalb ich mir einfach die Unterlagen schnappte und unter Dr. Greeleys Schirm trat. Ich ignorierte seinen bösen Blick und meinte: »Hervorragende Idee. Sie halten den Schirm, während ich mir das hier ansehe.«

Sorgsam darauf bedacht, dass der Regen nicht auf die Seiten tropfte, blätterte ich die Akte durch und erstattete Dr. Greeley Bericht: »Man hat dem Patienten während der Schlacht um Cherbourg ins Bein geschossen – dabei wurde der Knochen verletzt. Der Feldarzt wollte das Bein amputieren, aber ...«, mein Blick wanderte an den oberen Rand des Blattes, wo der Name des Patienten vermerkt war, »... Captain Ravenel hielt ihn davon ab. Stattdessen entfernten sie das geschädigte Gewebe und behandelten die Wunde mit Sulfanilamid, doch durch den Zeitdruck war eine verzögerte primäre Wundheilung nicht möglich.« Ich verzog das Gesicht, denn mittlerweile war mir klar, wie sich die Wunde infiziert hatte. »Das Sulfanilamid wirkte offensichtlich, und die Ärzte gelangten schließlich zu dem Schluss, dass er stabil genug war, um ihn zusammenzunähen und mit dem Schiff nach Hause zu schicken, da sein Bein – auch wenn es wieder vollständig verheilen sollte – für einen Infanteristen wohl nicht mehr zu gebrauchen sein wird.«

Ich hielt die Taschenlampe ein wenig höher, um auch noch den letzten Absatz zu lesen, der in einer anderen Handschrift verfasst worden war und vermutlich vom Schiffsarzt stammte. »Offensichtlich befindet sich noch ein Stück Knochen oder ein Fremdkörper im Bein und verursacht eine Infektion, doch aufgrund der Penizillinknappheit an Bord entschied der Schiffsarzt, mit der Operation bis nach der Überstellung in ein örtliches Krankenhaus zu warten.« Ich schloss die Mappe. *Dieser Narr*, dachte ich, wenn auch mit gewisser Bewunderung. »Sie sind ein wahrer Held, Captain Ravenel«, erklärte ich leise.

Als die Krankenwärter die Bahre aus dem Krankenwagen hoben, stöhnte der Patient auf. Jener Teil der Decke, auf den der Regen prasselte, wurde sofort schmutzig braun, doch anstatt Dr. Greeley den Schirm zu entreißen, drückte ich ihm Akte und Taschenlampe in die Hand, zog meinen weißen Mantel aus und hielt ihn schützend über die Bahre.

Die Krankenwärter trugen die Bahre die Treppe hinauf zur Eingangstür, und ich gab mein Bestes, um den starken Regen abzuwehren, was mir aufgrund meines ohnehin bereits vollkommen durchnässten Mantels jedoch nur teilweise gelang. Auch wenn ich das Gesicht des Mannes nicht erkennen konnte, lehnte ich mich dennoch zu der Stelle auf der Bahre hinunter, an der ich es vermutete, und sprach leise zu ihm. »Captain Ravenel, ich bin Dr. Kate Schuyler, und Sie befinden sich im Stornaway Hospital in New York City. Wir werden uns gut um Sie kümmern.«

Es waren dieselben Worte, die ich zu jedem Patienten sagte, der durch die eleganten Türen aus Messing und Schmiedeeisen kam, doch aus irgendeinem Grund schien mir dieser Soldat sie besonders zu benötigen.

Zwei Krankenschwestern hielten die Türen auf, und die Krankenwärter trugen die Bahre ins Haus, bevor sie sich an

Dr. Greeley wandten, um weitere Anweisungen zu erhalten. »Bringt ihn in Operationsaal Eins. Das ist unser letztes verbliebenes Bett. Wir müssen ihn natürlich zuerst untersuchen, aber ich vermute, dass wir sein Bein amputieren müssen.«

»Nein.«

Wir sahen einander überrascht an und fragten uns, woher die scheinbar körperlose Stimme gekommen war.

»Nein«, wiederholte die Stimme, doch dieses Mal umklammerten zusätzlich auch noch starke, warme Finger mein Handgelenk.

Zum ersten Mal warf ich einen Blick hinunter auf Captain Ravenels Gesicht, und die Zeit schien plötzlich stillzustehen. Er war der attraktivste Mann, den ich je zu Gesicht bekommen hatte. Seine Augen hatten dieselbe Farbe wie Wintergras und leuchteten unter feinen, dunklen Brauen hervor. Seine Haare waren glatt und schwarz, und seine Haut – wenn auch abgekämpft und blass – tief gebräunt.

Doch es war nicht sein Aussehen, das es mir unmöglich machte, den Blick abzuwenden. Es war die Art, wie er mich ansah. Als würde er mich kennen.

»Lassen Sie nicht zu, dass sie mir das Bein abnehmen«, flehte er, ausschließlich an mich gerichtet. Schweiß stand auf seiner Stirn, und er wurde immer wieder von Schüttelfrost gequält, doch sein Flehen schien nicht einem Delirium zu entstammen. »Bitte«, fügte er leise hinzu und sah mir tief in die Augen. Dann ließ er meine Hand los, und sein Arm rutschte ab, bis er schlaff neben ihm lag und er schließlich die Augenlider schloss.

»Operationssaal Eins, bitte«, wiederholte Dr. Greeley, als hätte er das Flehen des Mannes gar nicht gehört.

Eine Krankenschwester ging voraus auf den kleinen Aufzug zu.

»Nein«, protestierte ich und war so überrascht wie alle an-

deren, dass ich das Wort laut ausgesprochen hatte. »Wir sollten die Infektion beseitigen, bevor wir operieren. Und das kann Tage dauern. Er kann inzwischen mein Zimmer haben.«

Nachdem ich so viele Stunden im Krankenhaus verbrachte, war mir die Dachkammer im siebten Stock des Hauses zugestanden worden. Es war eigentlich nur als vorübergehende Lösung gedacht gewesen, doch als schließlich die Miete für meine Wohnung fällig geworden war, ließ ich den Mietvertrag auslaufen, da ich ohnehin nicht oft dort schlief und nur Geld verschwendete. Ich hatte keine Familie mehr, und es schien bloß logisch, in das Zimmer unter dem Dach zu ziehen, wo ich – zumindest manchmal – so tun konnte, als wäre es mein Haus, und meine Familie wohnte in den Zimmern unter mir.

Die Kammer wurde derzeit als Lagerraum genutzt, doch die gläserne Kuppel und die hohen Bogenfenster ließen in mir die Vermutung aufkommen, dass sie einst einen eleganteren Zweck erfüllt hatte.

»Das ist doch wohl kaum angemessen«, erwiderte Dr. Greeley schockiert, als hätte er mir noch nie einen unangemessenen Vorschlag unterbreitet.

»Ich ziehe inzwischen ins Bereitschaftszimmer der Schwestern. Selbst wenn ich dort auf dem Boden schlafen muss – es ist ja nur vorübergehend.«

Er runzelte die Stirn. »Ich kann nicht den ganzen Tag die Treppe rauf und runter laufen, bloß um nach ihm zu sehen. Im Operationsaal wäre er viel besser aufgehoben.«

»Dann mache ich es eben«, erklärte ich und merkte, dass die Krankenwärter, die die Bahre hielten, langsam ungeduldig wurden. Ich war mir nicht sicher, warum ich mich so vehement für diesen Mann einsetzte, den ich nicht einmal kannte. Doch dann erinnerte ich mich an seine Augen und an das

Gefühl seiner Finger auf meiner nackten Haut. Wie er mich angesehen hatte, als würde er mich kennen.

»Nachdem wir ihn untersucht und mit der Behandlung begonnen haben, bringen wir ihn hinauf in mein Zimmer, und ich erkläre mich für seine Pflege verantwortlich. Und wenn ich es nicht schaffe, die Infektion zu beseitigen und wir sein Bein am Ende doch amputieren müssen, dann versichere ich Ihnen meine volle Unterstützung.«

Das schien Dr. Greeley, der sich wohl insgeheim bereits darauf freute, mich endlich scheitern zu sehen, ein wenig zu besänftigen, und er nickte knapp. »In Ordnung. Bringen wir ihn zur Untersuchung in den Operationssaal, und wenn alles gut aussieht, dann kommt er hinauf ins oberste Stockwerk. Seien Sie sich nur bewusst, dass die Behandlung dieses Patienten alleine in Ihrer Verantwortung liegt, natürlich zusätzlich zu Ihren anderen Pflichten. Es wäre eine Schande, wenn sich sein Zustand verschlechtert, bloß weil Sie der Situation nicht gewachsen sind.«

»Ich werde mich nicht vor der Verantwortung drücken«, erwiderte ich und wunderte mich selbst über meine Vehemenz. Ich schaute erneut zu dem Captain und erkannte überrascht, dass er die Augen geöffnet hatte. Sein Blick war jedoch verschleiert, und auch wenn er mich ansah, war ich mir nicht sicher, ob er mich erkannte.

»Victorine«, sagte er leise, bevor sich seine Augen flatternd schlossen.

Die Bahre verschwand im Aufzug, und plötzlich fühlte ich mich vollkommen leer.

Zwei

DEZEMBER 1892

Olive

In jener Nacht, in der Olive Van Alan schließlich herausfand, was sich unter dem Dach des herrschaftlichen Hauses in der Östlichen Neunundsechzigsten Straße verbarg, hatte sie ursprünglich etwas vollkommen anderes im Sinn gehabt. Aber so ist es nun mal im Leben, nicht wahr? Man blickt so oft einfach bloß in die falsche Richtung.

Und so lag Olive blind wie ein Maulwurf in ihrem schmalen Bett in dem dunklen Zimmer und schmiedete Pläne. Wenn sie auch nur die geringste böse Ahnung verspürte, dann bezog diese sich auf die Haushälterin, die gerade für ihre letzte Inspektion den Flur entlangschritt. Ihre gestärkten Unterröcke raschelten um ihre Beine, die wohl noch nie ein Mensch zu Gesicht bekommen hatte, und ihre Fingerknöchel glitten über die Türen. Ein forsches »Gute Nacht, Mona«, »Gute Nacht, Ellen«, gefolgt von einem automatischen »Gute Nacht, Mrs. Keane«, bevor sie die Tür zum Flur hinter sich versperrte.

Man hatte Olive versichert, dass das Schloss nur zu ihrer eigenen Sicherheit angebracht worden war. Mrs. Keane stammte aus England – offensichtlich war es in diesen Kreisen äußerst prestigeträchtig, eine Haushälterin aus England zu beschäfti-

gen –, und sie hatte den Mädchen mit ihrer wie zerbrochene Eierschalen klingenden Stimme erklärt, dass sie nicht *eingesperrt* wurden – um Himmels willen, aber nein! –, sondern dass ganz im Gegenteil die Außenwelt und vor allem deren niedere männliche Gelüste *ausgesperrt* wurden.

Während sie ihrer täglichen Arbeit nachging, bei der sie an jeder Ecke auf zahlreiche Männer traf, hatte sich Olive immer wieder gefragt, wo sich diese niederen männlichen Gelüste wohl versteckten, und warum nicht von den Männern erwartet werden konnte, dass sie diese auch ohne die Unterstützung eines kräftigen Bolzenschlusses unter Kontrolle hielten – offensichtlich waren die Gelüste nicht nur niedrig, sondern kamen auch ausschließlich des Nachts zum Vorschein –, doch sie hatte es nicht gewagt, Mrs. Keane darauf anzusprechen. *Sei nicht so vorlaut*, hätte diese wohl nur geantwortet. Vorlaut zu sein gehörte zu den rebellischsten und daher auch gefährlichsten Vergehen einer Dienerschaft, die unter strengen englischen Regeln arbeitete.

Außerdem hätte Mrs. Keane auf diese Frage hin vermutlich auch noch die Stirn gerunzelt und möglicherweise einen genaueren Blick auf Olives gepflegtes Gesicht und ihre weichen Hände geworfen. Womöglich wäre sie sich auch ihrer bedächtigen Stimme und des hin und her huschenden Blickes bewusst geworden, und das war das Letzte, was Olive gebrauchen konnte.

Und so blieb das Schloss an Ort und Stelle, und die Reihe identischer kleiner Zimmer im sechsten Stockwerk des Herrenhauses der Familie Pratt in der Neunundsechzigsten Straße blieb den niederen männlichen Gelüsten genauso verschlossen wie *Miss Ellis' Akademie für junge Damen*, in die Olive in einem vollkommen anderen Leben zur Ausbildung geschickt worden war. Damals wie heute verbrachte Olive die dunklen

Stunden zwischen dem Abschließen der Zimmer und dem Schlaf gleich einer dösenden Katze auf dem Fensterbrett damit, ihre Flucht zu planen. Sie zählte die Minuten, seit das leise Klappern von Mrs. Keanes Schuhen über die Treppe verklungen war. Sie lauschte dem Ächzen der Bettfedern, während sich die anderen Dienstmädchen auf der Suche nach Schlaf in ihren Betten herumwälzten. Sie kämpfte gegen die Müdigkeit an, die sie wie eine Art Trunkenheit zu übermannen drohte. Ja, genauso fühlte es sich an! Sie war schlicht und ergreifend *betrunken* nach einem langen, harten Arbeitstag, an dem sie geschrubbt, poliert, Betten gemacht und Dinge herbeigeht hatte. Immer und immer wieder, im Laufschrift die riesige Marmortreppe hinauf und hinunter, die sich fünf Stockwerke empor bis zu der Buntglaskuppel am Dach des Hauses wand. Der Wunsch nach Schlaf war so stark wie das Verlangen nach Sauerstoff.

So stark, dass sie ihm die letzten vier Nächte nachgegeben hatte. Am nächsten Morgen war sie jedes Mal verwirrt und verstört von dem Klicken des Schlosses an der Tür zum Verbindungsgang und von Mrs. Keanes forschenden Befehlen geweckt worden.

Olive kniff sich immer wieder in den Arm – von der Schulter bis hinunter zum Ellbogen –, bis ihr die Tränen in die Augen stiegen und ihr Geist langsam wieder ein wenig wacher wurde.

Das Ächzen der Bettfedern war mittlerweile verstummt. Im Haus war es ruhig geworden. So ruhig, dass Olive einige Geräusche von draußen ausmachen konnte: das Murmeln der Regentropfen, die sanft auf der Glaskuppel aufschlugen, ein entferntes Streitgespräch in einem fremden Garten. Die Stadtvilla der Familie Pratt befand sich in einer Wohnstraße, weit entfernt vom Getümmel der Innenstadt, doch die Geräusche

schienen jeden Tag mehr zu werden, und wenn Olive vollkommen still lag, spürte sie, wie die Stadt immer näher kroch. Sie hatte bereits die Türschwelle des Anwesens erreicht und streckte begierig ihre Finger bis ans Ende der Halbinsel von Manhattan und auch darüber hinaus aus. New York wuchs rasant. Jeder wollte hier leben, und das Verlangen nach neuen, modernen Gebäuden konnte – im Gegensatz zu den niederen männlichen Gelüsten – nicht von einem Schloss an der Tür im Zaum gehalten werden. Bereits jetzt erhoben sich in der Nachbarschaft der Familie Pratt noch prächtigere Gebäude, obwohl das Haus selbst erst ein Jahr alt war. Sie alle standen auf dem Land, das noch vor etwa einem Jahrzehnt zur Farm von James Lenox gehört hatte. Der arme Mr. Lenox. Schon bevor er sein Land in Bauparzellen eingeteilt und verkauft hatte, hatte es bereits Karten gegeben, auf denen sich eifrig Straßen über die hügeligen Felder zogen. Es war eine ausgemachte Sache, ein ehrgeiziger Entwurf Manhattans, in ordentliche Rechtecke mit Häusern und Läden unterteilt und zugepflastert.

Es war die Zeit der Bauunternehmer in Manhattan. Und die Zeit der Architekten. Zumindest hatte Olives Vater das gedacht. In einem anderen Leben. Vor einem Jahr.

Seit dem Ächzen der letzten Bettfeder und dem letzten Gluckern und Stöhnen der Rohre waren mittlerweile mehrere Minuten vergangen. Die Dielen waren noch zu neu, um zu knarren. Olive kniff sich erneut, wartete weitere fünf Minuten und stand dann so leise auf, dass keine einzige Feder ächzte.

Ihr Morgenmantel aus Flanell hing über ihrem Stuhl. Sie schlüpfte in ihre Hausschuhe und schlang sich den Mantel um den Körper.

Mrs. Keane hatte recht: Die Dienstmädchen der Familie Pratt wurden tatsächlich nicht eingesperrt. Olives Vater hatte gegen Ende der Bauarbeiten darauf bestanden, dass die neu

eingebaute Tür in den Verbindungsgang über ein von innen zu öffnendes Bolzenschloss verfügen sollte, denn man stelle sich bloß die missliche Lage vor, in die die armen Dienstmädchen geraten würden, sollte – Gott bewahre! – mitten in der Nacht ein Feuer ausbrechen! Der Skandal wäre enorm, die Schlagzeilen fett, reißerisch und anklagend. Sie würden Mr. Henry August Pratt als herzlosen Mörder unschuldiger Mädchen aus dem Arbeitermilieu brandmarken, einen klassenbedachten Schurken übelster Sorte. Vielleicht würde ihm sogar eine Anklage drohen. Dank der verärgerten Intervention ihres Vaters hob sich nun also der Bolzen von innen, und der neue Messingknopf drehte sich wie von selbst unter Olives Hand. Bevor sie die Tür hinter sich schloss, klemmte sie ihre Bibel in den Spalt. Ein Trick, den sie in Miss Ellis' Akademie gelernt hatte.

Außerhalb der Quartiere der Dienstmädchen war die Luft beinahe frisch. Die Haupttreppe, die sich wie ein Band aus Marmor im Zentrum des Hauses nach oben wand, war nicht nur gebaut worden, um Eindruck zu machen, wie Olives Vater ihr erklärt hatte, während er mit dem Finger über die akkuraten architektonischen Entwürfe strich. Auch wenn ihr Aussehen – das einem das Wasser in die Augen trieb und den Atem raubte – der Grund gewesen war, warum Mr. Pratt dem Entwurf zugestimmt hatte. Die breite, vertikale Säule leeren Raums, die bis hinauf zur Glaskuppel reichte, sorgte für eine unverzichtbare Zirkulation gesunder, sauberer Luft. Es gab keine beengten, muffigen Flure und keinen Dunst, der nicht entweichen konnte. Im Sommer wurden die Belüftungsschlitze geöffnet, und die aufsteigende warme Luft konnte in den Himmel über Manhattan entweichen, sodass sie kaum Schaden anrichtete und es im Haus beinahe erträglich war. So sehr, dass man womöglich nicht einmal den Wunsch verspürte, in sein Landhaus in Newport, East Hampton oder Rumson zu flüchten.

Doch das war, wie Olive überlegte, während sie mit dem Fuß nach dem Treppenabsatz tastete und ihn gerade noch entdeckte, bevor sie darüber stolperte, schon immer das Problem ihres Vaters gewesen. Er hatte nicht verstanden, dass für Männer wie Mr. Pratt die gesundheitsfördernden Aspekte einer solchen herrlich aufragenden Treppe keine Rolle spielten. Es war unwichtig, dass Mr. Pratt, seine Frau und seine Kinder den Sommer über in Manhattan bleiben *konnten*, statt Geld für eine zweite Villa in einer vollkommen anderen Stadt auszugeben. Es ging darum, zu prahlen und seinen reichen Freunden zu beweisen, dass man sich – ja, genau! – ebenfalls das Beste vom Besten leisten konnte. Selbst wenn man es eben *nicht* konnte – oder wollte. Selbst wenn man sich am Ende weigerte, den Architekten zu bezahlen, nachdem man zwei Jahre lang seine gesamte Arbeitszeit in Anspruch genommen hatte. Und zwar bloß, weil man es konnte. Bloß weil man schlau genug gewesen war, die Abmachung per Handschlag zu besiegeln und nichts schriftlich festzuhalten. Eine Vereinbarung zwischen zwei Gentlemen.

Ein wirklich lachhafter Gedanke, Mr. Henry August Pratt ein Gentleman.

Es war dunkel, und Olive wagte nicht, die Kerze zu entzünden, die sie in der linken Hand hielt, während sie die schmale Treppe hinunterging, die traurige Schwester derer, die auf so beeindruckende Weise das Zentrum des Hauses einnahm. Das hier war die Dienstbotentreppe, schlicht und ehrlich, Olives neues Leben – doch immerhin brachte sie Olive dorthin, wo sie hinwollte, nicht wahr? Zweckmäßigkeit, darauf kam es jetzt an. Sie konnte sich mehr oder weniger unbemerkt fortbewegen, ohne ein Geräusch zu erzeugen und ohne die riesige Säule gesunder Luft in Aufruhr zu bringen, die sich in sämtliche wichtigen Räumlichkeiten des Hauses der Familie Pratt

ergoss. Und sie konnte Mr. Henry August Pratts erlauchtes Arbeitszimmer betreten, ohne dass jemals jemand davon erfahren würde.

Trotzdem schlug ihr das Herz bis zum Hals, als sie schließlich die schwere Tür aufdrückte. Sie fühlte sich wie eine Diebin, auch wenn sie wusste, dass sie im Recht war. Sie wollte bloß eine riesige Ungerechtigkeit beseitigen. Sie kämpfte um Gerechtigkeit für ihren Vater. Jetzt, wo er selbst nicht mehr darum kämpfen konnte. Und während sie mit zitternden Fingern nach der kleinen Packung Streichhölzer in der Tasche ihres Morgenmantels tastete und schließlich versuchte, eines davon zu entzünden, und dabei kläglich versagte, sagte sie sich, dass der *wahre Dieb* einzig und alleine Mr. Pratt war.

Endlich fing die Spitze des Zündholzes Feuer. Das Zischen, als die Flamme aufloderte, und der beißende Geruch nach Salpeter trafen Olives Sinne mit solcher Wucht, dass sie nach Luft schnappen musste und sich sicher war, dass sämtliche Hausbewohner es gehört und den Gestank gerochen hatten. Ihr Blut schoss eiskalt durch ihre Adern, hinunter in ihre Beine und hinauf in ihren Kopf, und sie fühlte sich plötzlich benommen. Mein Gott, sie war tatsächlich *hier*. Sie stand tatsächlich mitten in der Nacht in Mr. Pratts Arbeitszimmer, etwas mehr als einen Meter von seinem riesigen Schreibtisch entfernt, und hielt schuldbewusst eine Kerze in der Hand.

Gut, dann machte sie sich besser einmal an die Arbeit, nicht wahr?

Aber wo sollte sie ihre Suche nach einer Aufzeichnung eines Geschäftsverhältnisses beginnen, das niemals ordnungsgemäß zu Papier gebracht worden war? *Schicken Sie mir einfach die Rechnung*, hatte Mr. Pratt nachsichtig gemeint, und ihr Vater hatte die Rechnung geschickt, die Mr. Pratt allerdings nie bezahlt hatte. Hatte er die Rechnung aufbewahrt? Und wenn ja,

wäre sie Beweis genug, dass ihr Vater um den rechtmäßigen Lohn für seine Arbeit gebracht worden war?

Dass Mr. Pratt ihren Vater nicht nur betrogen, sondern auch seine Karriere zerstört hatte, denn wer beauftragte schon einen Architekten, dessen Arbeit so wenig zufriedenstellend war, dass sein Auftraggeber sich weigerte, die Rechnung zu begleichen? Einen Architekten, der es auch noch wagte, wegen solcherart unbezahlter Rechnungen Einspruch zu erheben?

Wäre sie Beweis genug, dass Mr. Pratt nicht nur die Karriere ihres Vaters zerstört hatte, sondern auch sein Leben, denn wenn ihr Vater nicht mehr Architekt war, dann war er nichts, ein Niemand, eine unsichtbare Säule leeren Raums, für die niemand bereit war zu bezahlen.

Olive merkte, dass sie zitterte und das Zündholz beinahe erloschen war. Rasch hielt sie die Kerze unter die Flamme. Der Docht fing sofort Feuer, und sie ließ das Zündholz auf den Teppich fallen, gerade als es drohte, ihr endgültig die Finger zu verbrennen.

Sie blieb einen Moment lang stocksteif stehen, während die Kerze in ihrer Hand unsicher flackerte. In ihrem unheilvollen, schwachen Licht sah der Raum vollkommen anders aus, Furcht einflößend und beinahe gespenstisch. Ihr Blick fiel auf die Bücherregale, die sie erst heute Nachmittag so emsig poliert hatte, auf die tiefen Lehnssessel und das lederne Chesterfieldsofa neben dem Kamin. Sie sah die Hausbar, die riesigen Schiebefenster hinter den dicken Damastvorhängen, die vertäfelten Wände und die hohen Messingstehlampen neben den Lehnssesseln.

Und den Schreibtisch.

Natürlich sah sie auch den riesigen braunen Tisch mit den geschwungenen Beinen und den Füßen in Form von Löwenklauen, bedeckt von einer roten Schreibunterlage und mit ei-

ner chinesischen Lampe und einem eleganten Füller aus Email versehen, der in einer schwarzen Emailhalterung in der Mitte am oberen Rand des Tisches stand.

Olive hob das abgebrannte Zündholz auf und steckte es in die Tasche ihres Morgenmantels, ehe sie vorsichtig auf den Teppich und um den Tisch herum trat, wo sich zu beiden Seiten eines wuchtigen Schreibtischstuhls mehrere Schubladen befanden. (Mr. Pratt war ein großer Mann. Er maß über einen Meter achtzig und hatte einen stämmigen Körper, dem er erlaubt hatte, eine Schicht Wohlstandsspeck anzusetzen, und den er mit den feinsten ausländischen Zigarren räucherte, so dass sich Olive immer vorstellte, dass er, geschlachtet und auf dem Markt verkauft, wohl wie ein gut gepökelter Schinken schmecken würde.) Der Stuhl war zu groß, um tatsächlich zwischen den beiden Schubladenreihen Platz zu finden, so dass Olive ihn beiseiteschieben musste. Die Räder quietschten leise, und sie hielt einen Moment lang erschrocken inne und wartete darauf, Türen ins Schloss fallen und Schritte über die Treppe poltern zu hören. Vielleicht konnte sie so tun, als würde sie schlafwandeln. Es konnte funktionieren. Einen Versuch war es wert.

Doch im Haus blieb es ruhig. Olive lauschte dem Rhythmus des sanften Tickens der Uhr über dem Kaminsims, bis sich ihr Herzschlag daran angepasst hatte. Plötzlich erschien ein seltsamer dunkler Fleck auf den Vorhängen und dann noch einer, und sie erkannte, dass sie die Luft angehalten hatte. Das war wohl keine gute Idee gewesen.

Sie sog wieder Luft in ihre Lunge, bevor sie sich nach unten beugte und nach der ersten Schublade auf der rechten Seite griff.

Sie war versperrt.

Natürlich war sie das. Mein Gott. Was hatte sie denn erwar-

tet? Selbst ihr Vater hatte sämtliche Unterlagen fortgesperrt, und diese bestanden bloß aus Entwürfen, Rechnungen und technischer Korrespondenz. Sie rüttelte sanft an der Schublade, in der Hoffnung, dass diese vielleicht Mitleid mit ihr zeigte und nachgab, so, wie man etwa Mitleid mit den Kindern hatte, die an den Straßenecken der Innenstadt bettelten. Doch natürlich gab die Schublade nicht nach. Wie töricht. Wie wahn-sinnig töricht war sie gewesen zu denken, sie könnte sich in Henry Pratts Arbeitszimmer stehlen, um dort belastende Aufzeichnungen zu finden, die einfach so unbeaufsichtigt herum-lagen. Wo in der Villa der Pratts doch sogar die Tugend der Dienstmädchen unter Verschluss stand.

Trotzdem starrte sie weiter wie gebannt auf die Schublade und konnte sich ihre Niederlage nicht eingestehen. Nach all der Anstrengung wollte sie nicht einfach aufgeben und in ihr Bett zurückkehren. Zuggeben, dass das ganze Vorhaben – viel-leicht – ein wenig zu groß für sie war: für Olive, die bücherver-narrte, verträumte Mittelklassetochter eines gescheiterten Mit-telklassearchitekten. Es war absurd zu glauben, sie könnte eine derart hinterlistige Tat begehen, einen Racheplan schmieden (nein, nicht Rache, sondern *Gerechtigkeit*, wie sie sich selbst in Erinnerung rief) und einen geheimen mitternächtlichen Streifzug auf der Suche nach Unterlagen unternehmen, die – sofern sie überhaupt existierten – weit außerhalb der Reichwei-te eines einfachen Dienstmädchens aufbewahrt wurden, und war es auch noch so klug.

Olive ließ die Hand vom Griff der Schublade gleiten.

Auf dem Weg die Treppe hinauf spürte sie plötzlich Käl-te und Erschöpfung. Das Arbeitszimmer lag zusammen mit dem Billardzimmer im hinteren Teil des Hauses im dritten Stockwerk (das Männerstockwerk, wie sie es heimlich nann-te), in der nächsten Etage befanden sich die imposanten Ge-

mächer von Mr. und Mrs. Pratt, im übernächsten die Zimmer der Kinder. Nun, eigentlich waren es keine *Kinder* mehr. Die Jüngste war die achtzehnjährige Prunella, die seit Kurzem mit einem reichen Idioten verlobt war. Einem jungen Witwer mit einem kleinen Kind, an dessen Namen sich Olive nicht mehr erinnern konnte. Und dann gab es noch die beiden Zwillinge, August und Harry, die gerade über die Weihnachtsfeiertage aus Harvard nach Hause zurückgekehrt waren. Es war ihr letztes Jahr an der Universität, und alle Welt spekulierte, was als Nächstes kam: Familiendomizil oder Jungesellenwohnung? Berufliche Ambitionen? Hochzeitsglocken? Olive hatte den Gerüchten kaum Beachtung geschenkt. Einem der beiden wurde nachgesagt, er wäre wild und künstlerisch begabt. Der andere war scheinbar bloß wild. Eines der Dienstmädchen, das schon in dem alten Haus an der Siebenundfünfzigsten Straße für die Familie Pratt gearbeitet hatte, hatte erzählt, dass die beiden täglich in Schwierigkeiten geraten waren, als sie noch jünger gewesen waren. Einer der Brüder hatte wohl eine bedauernswerte junge Frau geschwängert, den Gerüchten zufolge ein ehemaliges Dienstmädchen. Mr. Pratt hatte sich selbst um die Angelegenheit gekümmert, sodass Mrs. Pratt nicht damit behelligt werden musste.

Olive hielt auf der letzten Stufe vor dem sechsten Stockwerk inne. Nun, das würde Mr. Pratt recht geschehen. *Vorausgesetzt* natürlich, die Geschichte stimmte. Und *vorausgesetzt*, sie gelangte an die Medien ...

Plötzlich drang ein Geräusch an ihr Ohr.

Olive warf einen Blick das Treppenhaus hinunter und sah einen schwachen, dreieckigen Lichtschein im Stockwerk unter ihr.

Sie stürzte ohne nachzudenken die Treppe hoch, vorbei an der Tür im sechsten Stockwerk und die letzten schmalen Stu-

fen empor ins siebte Obergeschoss. Hier befand sich doch ein Lagerraum, nicht wahr? Sie war noch nie zuvor hier oben gewesen.

In ihr eigenes Zimmer konnte sie nicht zurück. Der Eindringling würde hören, wie sie die Tür in den Flur öffnete und sich in ihre kleine Kammer schlich.

Doch niemand würde bis ins siebte Stockwerk hochgehen.

Sie wartete im Schatten des Treppenabsatzes. Hier oben mündete die Treppe direkt in einen kurzen Flur. Durch ein kleines, rundes Fenster fiel ein wenig Mondlicht auf eine schmale Tür am Ende des Flurs, etwa zwei Meter entfernt.

Ein tiefes, polterndes Flüstern erklang.

»Ist da jemand?«

Olive machte einen Schritt nach hinten und auf die Tür zu.

»Hallo?«, flüsterte die Stimme erneut. Sie klang nicht bedrohlich, bloß neugierig. Neugierig und ziemlich männlich, wie sie feststellte. Daran bestand kein Zweifel. Das Flüstern hatte eine bestimmte Resonanz und eine Klangfarbe, die irgendwie zu den gedehnten, jovialen Stimmen passte, die sie vor ein paar Stunden gehört hatte, als die Zwillinge mit dem Taxi vom Bahnhof gekommen waren.

Er schleicht sich raus, dachte sie. Vermutlich, um sich mit einem Mädchen oder mit Freunden zu treffen und weiß Gott welchen Unsinn anzustellen.

Olive stand stocksteif da und wagte kaum zu atmen, während ihr Herz in ihrer Brust hämmerte.

Dann hörte sie leise, schwere Schritte, die sich, wie sie entsetzt bemerkte, jedoch nicht in Richtung Erdgeschoss bewegten, sondern immer lauter wurden und demnach immer weiter nach *oben* kamen. Bis ins siebte Stockwerk, wo ihr Besitzer am Treppenabsatz schließlich auf die hilflose, schuldbewusste Olive treffen würde.

Langsam ging sie rückwärts, bis sich die Tür direkt hinter ihr befand.

Ein Schatten stieg über die letzten Stufen und schließlich über den Treppenabsatz. Olive sah eine riesige Hand auf dem Treppenfosten, und der Körper des Mannes blockierte sämtliches Mondlicht, das durch das kleine runde Fenster fiel.

»Hallo«, sagte die Stimme und klang dabei überraschend sanft. »Wer zum Teufel sind Sie?«

»Ich bin Olive«, flüsterte sie. »Das neue Dienstmädchen. Ich ... ich konnte nicht schlafen.«

»Ja, natürlich. Ich auch nicht.«

Olive nestelte an ihrem Morgenmantel.

Der Mann streckte ihr seine Hand entgegen. »Ich bin Harry Pratt. Der jüngere Sohn. Um etwa zwölf Minuten.«

Da Olive nicht wusste, was sie sonst tun sollte, ergriff sie einfach seine Hand, um sie etwas zu forsch zu schütteln. Seine Hand war warm und trocken und ziemlich groß und schluckte ihre wie mit einem einzigen Bissen. Er roch schwach nach Tabak. Sie flüsterte, ohne weiter nachzudenken: »Sind Sie der Wilde oder der künstlerisch Begabte?«

Der Umriss seines Gesichts veränderte sich ein wenig, als würde er lächeln. »Beides, nehme ich an.«

»Nun gut. Es ist ... es ist mir eine Freude, Sie kennenzulernen, Mr. Pratt.«

»Bloß Harry. Haben Sie einen Blick dort hineingeworfen?« Er deutete mit dem Kopf auf die Tür hinter ihr.

Sie zögerte. Was sollte sie darauf bloß antworten? »Ja.«

»Und, was halten Sie davon?«

»Wovon?«

»Von meinen Gemälden, natürlich.«

»Ich ... das lässt sich schwer sagen. Ich konnte nicht viel erkennen?« Sie betonte das letzte Wort wie zu einer Frage.

»Sie haben kein Licht angemacht?«

»Nein.«

Der junge Mann trat einen Schritt auf sie zu. Plötzlich fiel das Mondlicht durch das Fenster auf sie beide, und Olive stockte der Atem. Mein Gott!

Harry Pratt war der attraktivste Mann, den sie jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Sie streckte eine Hand nach hinten, um sich an der Tür abzustützen.

»Haben Sie keine Angst«, meinte er sanft. »Ich werde Sie nicht verraten.«

»N-Nicht?« Sie stotterte wie ein Schulmädchen, denn seine ausgeprägten Wangenknochen im Mondlicht raubten ihr beinahe den Verstand. Sie dachte bei sich, wie unfair die Auswirkungen solch unerwarteter Schönheit auf eine vernünftige Frau doch waren. (Und Olive hatte sich immer stolz als vernünftige Frau bezeichnet.) Er war Henry Pratts Sohn und vermutlich äußerst verkommen, ein Mistkerl, in jeglicher Hinsicht unwürdig und zweifellos voll mit jenen niederen männlichen Gelüsten, vor denen sie Mrs. Keane jede Nacht beschützen wollte. Und trotzdem begann Olive, in seiner Gegenwart zu stottern. Das war wahre Biologie.

Harry Pratt neigte den Kopf, während er sie anstarrte. »Nein«, sagte er ein wenig gedankenverloren, und Olive musste überlegen, auf welche Frage er gerade geantwortet hatte. Er legte den Kopf auf die andere Seite, bevor er neben sie trat und sie leise murmelnd betrachtete, als wäre sie ein Musterstück, das ihm jemand zur Ansicht übergeben hatte.

»Stimmt etwas nicht?«, flüsterte Olive.

»Ich brauche Sie«, antwortete Harry Pratt, packte sie an der Hand, drückte die schmale Tür auf und zog sie ins Zimmer dahinter.

Drei

JULI 1920

Lucy

*H*errenbesuch ist untersagt.« Die Hausmutter betrachtete Lucy streng über den Rand ihrer Brille hinweg, die keinen anderen Zweck zu haben schien, als potenziell fragwürdige junge Damen zu mustern. »Ein Gentleman in einem der Zimmer wäre ein Grund für eine sofortige Kündigung.«

Würden fehlgeleitete Sünderinnen tatsächlich mitsamt ihrem Hab und Gut auf die Straße geworfen?

Nun, aber das spielte ohnehin keine Rolle. Lucy war nicht nach Manhattan gekommen, um Männerbekanntschaften zu machen.

»Das ist kein Problem«, erwiderte sie kühl und wünschte sich, sie hätte ebenfalls eine Brille besessen. Mit sechsundzwanzig Jahren war es ziemlich schwer, angemessenen Furcht einflößend zu wirken, vor allem, wenn man mit langen, geschwungenen Wimpern gesegnet – oder auch verflucht – war, die fälschlicherweise nichts als reinste Freude verhießen. »Ich nehme nicht an, dass es Männer geben wird, die mich besuchen wollen.«

»Da wäre ich mir an Ihrer Stelle nicht so sicher, meine Liebe.« Um die Augen der Hausmutter, die überraschenderweise

kornblumenblau waren, bildeten sich kleine Fältchen, doch ehe sich Lucy entspannen konnte, fragte ihre zukünftige Vermieterin mit einer einstudierten Beiläufigkeit, die keine der beiden Frauen hinters Licht führen konnte: »Und? Was führt Sie in die Stadt?«

»Ich habe eine Anstellung bei Cromwell, Polk and Moore«, antwortete Lucy rasch. Daran fand die Hausmutter doch sicher nichts auszusetzen, nicht wahr? Und es entsprach sogar der Wahrheit. »Der Anwaltskanzlei.«

»Ja, ich habe schon von ihnen gehört.« Lucy gab ihr Bestes, nicht unter dem starren Blick der Hausmutter zusammenzuzucken. »Aber wären Sie in diesem Fall nicht mit einer Unterkunft etwas weiter in der Innenstadt besser bedient? Im Townsend etwa oder im Gladstone ...«

»Es wäre wohl äußerst ermüdend, dort zu wohnen, wo man arbeitet, meinen Sie nicht auch?«, erwiderte Lucy trotzig. »Außerdem ist die Entfernung ja nicht allzu groß. Es ist bloß eine kurze Fahrt mit der Hochbahn. Und die Luft ist hier in der Nähe des Parks auch um einiges besser.«

Lucy atmete besonders tief ein, und der Geruch nach Reinigungsmitteln und Strümpfen, die jemand zum Trocknen aufgehängt hatte, stieg ihr in die Nase.

Die Hausmutter musterte Lucy lange, doch das, was sie sah, schien sie offensichtlich zufriedenzustellen, denn schließlich meinte sie gewohnt barsch: »Sämtliche Hausregeln sind im Eingangsbereich angeschlagen. Herrenbesuche können im rückwärtigen Salon im zweiten Stockwerk von Mittwoch bis Samstag in der Zeit zwischen vier und sechs Uhr empfangen werden. Die Haustür wird von Mitternacht bis sechs Uhr früh versperrt. Die Badeordnung sieht vor ...«

Die Hausmutter leierte die ganze Liste herunter. Jede Bewohnerin durfte alle zwei Tage ein heißes Bad nehmen, aber

nicht länger als zehn Minuten. Handtücher und Laken konnten jeden zweiten Montag gewaschen werden ...

Wurde vielleicht auch die Atemluft rationiert? Nicht mehr als zehn Atemzüge pro Bewohnerin und Minute, außer am Ostersonntag und an Weihnachten, als besondere Belohnung?

Lucy fragte sich langsam, worauf sie sich da eingelassen hatte. Die Junihitze machte die Luft im Zimmer äußerst stickig. Sie spürte, wie der Schweiß unter dem Kragen ihrer Kostümjacke hervorlief und wie die Bluse an ihrem Rücken klebte. Das einzige Fenster war hoch, schmal und verriegelt. Ein Film aus jahrzehntelangem Kohlenrauch, der sich auf das Glas gelegt hatte, ließ das Sonnenlicht trübe erscheinen und tauchte die Wände in düsteres Grau.

Sie sehnte sich nach ihrem Zimmer in Brooklyn, nach den Bücherregalen, die ihr Vater eigenhändig für sie gebaut hatte, und dem Wandgemälde, das ihre Mutter gemalt hatte, als Lucy noch klein gewesen war. Es zeigte Wälder und Wege und die Türme eines Schlosses, die gerade noch über den Horizont ragten, und in der Mitte einen Ritter auf einem hochaufsteigenden Pferd, der sein Schwert über den Kopf hob, während zu seinen Füßen ein Drache kauerte.

Im Moment konnte sich Lucy ganz genau vorstellen, wie sich dieser Drache gefühlt hatte. In die Enge getrieben und verzweifelt.

»Nun?«, fragte die Hausmutter, und Lucy hätte sich am liebsten höflich bedankt und ihr gesagt, dass das hier nicht das war, was sie wollte, um schließlich mit klappernden Absätzen die Dienstbotentreppe mit dem abgewetzten Belag hinunterzustürzen.

Doch das hier *war* genau das, was sie wollte, wie sie sich durch den Nebel der Hitze und Verwirrung in Erinnerung rief.

Als sie erfahren hatte, dass die ehemalige Stadtvilla der Familie Pratt in ein Pensionat für junge Damen umgewandelt worden war, in dem Zimmer zu vermieten waren, war es ihr wie eine himmlische Fügung erschienen.

Auch wenn sie die Temperatur in diesem Zimmer an einen gänzlich anderen Ort erinnerte.

Einen Ort, an den sie ohnehin gehörte, wenn es nach ihrer deutschen Großmutter ging. *Lippenstift, pah!* Nur ein dünner Unterrock ... kein Korsett ... ein Rock, der über den Knöcheln endete ... und dieser Schreibmaschinenkurs – wozu musste sie denn *noch* länger zur Schule gehen? Die Bäckerei war gut genug für ihren Vater gewesen, und sie sollte auch gut genug für Lucy sein. Es war ihre Mutter, die ihr solche Flausen in den Kopf gesetzt und sie glauben gemacht hatte, sie wäre zu Besserem geboren.

Ihre Mutter ... Lucy spürte einen Stich in der Brust, gerade dort, wo ihr Korsett eben nicht war. Sie hatten sich nicht besonders nahegestanden, doch der Tod ihrer Mutter im letzten Sommer hatte sie aus mehr als einem Grund vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht.

Lucy riss sich zusammen und richtete sich zu voller Größe auf. »Es ist genau das, was ich mir vorgestellt habe«, log sie. »Wie viel kostet es?«

»Acht Dollar die Woche«, erwiderte die Hausmutter, und Lucy verbarg mühsam ihre Überraschung. Acht Dollar für eine Abstellkammer unter dem Dach? Sie hatte gewusst, dass die Mieten in Manhattan höher waren als in Brooklyn, aber sie war sich nicht bewusst gewesen, wie viel höher. »Wäre das in Ordnung, Miss ...?«

»Young«, erwiderte Lucy knapp.

Tatsächlich hieß sie *Jungmann*, doch ein deutscher Name brachte wohl kaum Vorteile. Vor allem nicht jetzt, wo so viele

immer noch um ihre Toten trauerten. Und es war ja auch keine Lüge, sie hatte ihn bloß ins Englische übertragen.

Lucy hatte ihren deutschen Namen gemeinsam mit der Missbilligung ihrer Großmutter in Brooklyn zurückgelassen. Zusammen mit dem Sauerkraut, den Würsten und dem Teig zwischen ihren Fingern. Ihr ganzes Leben war innerhalb eines Wimpernschlages wie fortgewischt gewesen.

Und wenn schon. Wenn man ihrer Großmutter Glauben schenken konnte, hatte sie genauso wenig Recht auf den Namen Jungmann wie auf den Namen Young.

Lucy reckte den Kopf in die Höhe. »Young. Lucy Young. Und ja, es ist in Ordnung.«

»Nun, in diesem Fall ...«, die Hausmutter streckte ihr die Hand entgegen, »... heiße ich Sie im Stornaway House willkommen, Miss Young.«

»Stornaway?« Lucy konnte ihre Überraschung nicht ganz verbergen. »Ich dachte, dieses Haus gehört der Familie Pratt?«

Sie hatte recherchiert und unzählige alte Ausgaben der *New York World*, der *Sun* und des *New York Herald* durchforstet. Zeitungen, in denen die Familie Pratt häufig zu finden war: elegant gekleidet, in der Oper, bei der Abreise nach Newport, bei der Ankunft aus Newport, beim Tennis, in den neuesten Skandal verwickelt. Selbst das Haus war wohlbekannt, denn ein hässlicher Streit zwischen Mr. Pratt und dem Architekten war ebenfalls Thema in den Zeitungen gewesen und hatte am Ende – scheinbar – zum Selbstmord des Letzteren geführt.

Ein Haus, erschaffen aus Blut, hatte eine Zeitung die Stadtvilla in der Neunundsechzigsten Straße reißerisch genannt, und hatte damit – nach allem, was seitdem passiert war – gar nicht so falsch gelegen.

Lucy war immer wieder heimlich von ihrer Arbeit im Schreibbüro von Sterling Bates verschwunden, um in der

Bibliothek mit zusammengekniffenen Augen alte Zeitschriften zu durchforsten und die einzelnen Puzzleteile zusammenzufügen.

Alle, bis auf eines.

»Ja, das Haus gehörte der Familie Pratt«, antwortete die Hausmutter bedächtig und schloss die Zimmertür hinter sich, bevor sie sie mit einem der vielen Schlüssel an dem Gürtel um ihre Taille versperrte. Sie führte Lucy zur Dienstbotentreppe. »Mr. Stornaway hat es vor fünf Jahren gekauft und als Pensionat für ehrenwerte Damen wiederbelebt.«

Bildete es sich Lucy bloß ein, oder hatte sie den letzten Teil des Satzes tatsächlich ein wenig stärker betont?

Lucy hielt sich sorgsam am Geländer fest, während sie die steile, schmale Treppe hinunterging. Abgesehen von ihrer Abstammung war sie so ehrenwert, wie eine junge Dame nur sein konnte. Es gab keinen Mann an ihrer Seite, denn die jungen Kerle zu Hause fanden sie zu hochnäsiger.

Doch wenn das bedeutete, dass sie mehr wollte, als ihre Kinder zur Welt zu bringen, von Zahntag zu Zahntag zu leben und so zu tun, als würde sie das Bier in ihrem Atem nicht riechen und nicht wissen, was in der Billardhalle am Ende der Straße vor sich ging ... nun, dann war sie tatsächlich eingebildet. Und sie schämte sich nicht, es zuzugeben.

»Zum Glück«, erwiderte sie. »Wann kann ich einziehen?«

»Das Zimmer ist sofort verfügbar.« Die Hausmutter führte Lucy im fünften Stockwerk von der Dienstbotentreppe auf die große Wendeltreppe, die sich an sämtlichen Stockwerken vorbei nach oben wand.

Lucy spürte, wie sich ihre Lunge weitete, umgeben von der Ruhe des Marmors, dem Geruch nach Möbelpolitur und den bunten Lichtpunkten, die die Sonne, die durch die Buntglaskuppel hoch über ihnen fiel, auf den Boden zeichnete.

Vom Treppenhaus führten jeweils schwere Eichentüren in die großen Schlafzimmer. Schlafzimmer mit hohen Decken und Schiebefenstern, die nichts mit der kleinen Abstellkammer im Obergeschoss gemein hatten, für die Lucy mehr als ihren halben Wochenlohn berappen musste.

Aber sie hatte es geschafft. Sie wohnte in diesem Haus. Wo sie schlief, spielte keine Rolle. Es zählte nur, dass sie endlich hier war.

Eine leise Stimme in ihrem Kopf flüsterte, dass es sinnlos war und es hier nichts Neues zu erfahren gab, doch Lucy brachte sie zum Schweigen. Sie war diesen Weg schon zu weit gegangen, um jetzt noch umzukehren.

Ihre gesamten Habseligkeiten befanden sich in einer alten Reisetasche und einem Pappkarton in der Wohnung ihrer Freundin Sylvia, und sie hatte nach vier Jahren ihre Anstellung bei Sterling Bates und die Aussicht auf eine Beförderung in eine höhere Position für eine niedrigere Anstellung bei Cromwell, Polk and Moore aufgegeben.

Denn neben anderen, größeren Kunden betreuten Cromwell, Polk and Moore auch die Familie Pratt.

Diese ließ ihre Geschäfte scheinbar gerne von ihresgleichen erledigen, denn der Juniorpartner, der für die Angelegenheiten der Familie zuständig war, war der Stiefsohn der berühmtesten Prunella Pratt – dem letzten verbliebenen Nachkommen der einst so strahlenden Familie.

Dem letzten *anerkannten* Nachkommen.

»Meine Unterkunft befindet sich am Ende dieses Flurs«, erklärte die Hausmutter, und Lucy nickte ergeben, wandte den Kopf in die angegebene Richtung ...

Und erstarrte.

An der Wand befand sich ein Flachrelief aus Terrakotta. Darauf war vor einem stilisierten Hintergrund ein Drache zu

sehen, der unter einem Ritter auf einem hochaufsteigenden Pferd kauerte.

Doch das dort war nicht *irgendein* Ritter. Es war *ihr* Ritter. Und *ihr* Drache.

»Entschuldigen Sie bitte«, begann Lucy gepresst und legte sich die Hand an die Kehle. »Was ist denn das dort an der Wand?«

»Ach, das?« Die Hausmutter warf einen gleichgültigen Blick auf das Relief, und Lucy wunderte sich, dass ihr nicht aufgefallen war, dass die Temperatur im Treppenhaus gerade um dreißig Grad gesunken war und die Welt um sie gefror. »Ich glaube, das ist der heilige Georg. Die Pratts schienen sehr von ihm angetan. Er erscheint im ganzen Haus in vielen verschiedenen Formen.«

Lucy gab irgendeine nichtssagende Antwort.

Sie erinnerte sich, wie ihr Vater ihre Mutter vor sehr langer Zeit für ihr Gemälde gelobt hatte. Ihr Vater hatte ihre Mutter ständig gelobt. Ihre Eleganz, ihre Anmut, ihre Klugheit – und er war fortwährend erstaunt gewesen, dass sie sich entschlossen hatte, gerade ihn zu heiraten.

Zu behaupten, ihre Mutter hätte seine Lobpreisungen toleriert, wäre wohl zu barsch und grausam gewesen. Es war eher so, dass sie sie sanft und freundlich von sich gewiesen hatte.

Es war jener Tag gewesen, an dem ihre Mutter das Wandgemälde in Lucys Zimmer fertiggestellt hatte. Lucys Vater hatte es lautstark gelobt, doch ihre Mutter hatte bloß den Kopf geschüttelt und die Hände gehoben, als wollte sie jeglichen weiteren Zuspruch abwehren.

Ich bin keine Künstlerin, hatte sie traurig gemeint. *Ich kann bloß Kopien anfertigen. Mein Talent ist wie aus zweiter Hand. Nicht so wie bei ...*

Sie hatte so abrupt innegehalten wie eine Uhr mit kaputter Feder.

Lucys Vater hatte Lucy in die Arme genommen und sie fortgetragen, damit sie Brotmänner aus Teig machen konnte, und das Gespräch war bald vergessen gewesen.

Bis zu diesem Augenblick.

»Miss Young?« Die Hausmutter musterte sie besorgt.

»Ich kann meine Sachen noch heute Abend vorbeibringen«, erwiderte Lucy knapp. »Ich komme um fünf aus dem Büro, obwohl ich manchmal länger benötigt werde. Wäre das in Ordnung?«

»Ja, ich hole Ihnen nur noch Ihren Schlüssel«, erwiderte die Hausmutter, und Lucy folgte ihr die gewundene Marmortreppe hinunter, vorbei an einem lang gezogenen Salon mit einer aufwendig vergoldeten Zimmerdecke und dunkel vertäfelten Wänden, der selbst in der Sommerhitze kühl wirkte.

Es war mitten am Tag, weshalb sämtliche Bewohnerinnen bei der Arbeit waren. Im Treppenhaus war es ruhig, das Holz roch nach Bienenwachs und Zitronenöl, und wenn Lucy die Augen schloss, sah sie das Haus vor sich, wie es vor achtundzwanzig Jahren ausgesehen haben musste.

Als ihre Mutter hier gewesen war.

»Ich benötige noch eine Anzahlung«, meinte die Hausmutter sachlich, und Lucy holte eilig ihre Geldbörse hervor.

»Wie viel?«, fragte sie und hoffte, dass es nicht mehr sein würde, als sie hatte.

»Zwei Wochenmieten«, erwiderte die Hausmutter, und Lucy zählte die zerknüllten Geldscheine heraus, dankbar, dass sie so bescheiden war, was ihr Mittag- und Abendessen und das Fahren mit der Straßenbahn betraf.

Die einst so prachtvolle Vorhalle wurde von hastig angebrachten Regalfächern an einer Seite entstellt, die die Namen der Bewohnerinnen trugen. Auf der anderen Seite befand sich eine seltsame Art Pfortnerkabine.

Die Hausmutter hob den aufklappbaren Tresen hoch, schlüpfte hinein und legte Lucys hartverdientes Geld in eine verschließbare Blechkassette.

»Zimmer 603« erklärte sie und machte eine entsprechende Notiz in den Unterlagen. »Miss Lucy Young.« Dann griff sie unter den Tisch, zog einen Schlüssel hervor und überprüfte mit zusammengekniffenen Augen das Etikett.

»Bitte sehr, Miss Young.«

Der Schlüssel wirkte modern, das Metall war so neu, dass es glänzte.

»Vielen Dank«, erwiderte Lucy und fühlte sich, als hätte sie gerade einen Gebirgspass überquert, bloß um festzustellen, dass das Lagerfeuer auf der anderen Seite gerade ausging und bereits die ersten Wölfe hinter ihrem Wagenzug lauerten.

Wölfe? Oder Drachen?

Tief in ihrem Inneren hatte Lucy gehofft, dass sie sich irrte. Dass sie, sobald sie schließlich hier war, herausfinden würde, dass dieses Haus nur ein Haus war und nichts mit ihr zu tun hatte.

Hatte ihre Mutter im großen Salon im zweiten Stockwerk getanzt? Hatte sie feierlich in dem formellen Esszimmer unter den dunklen Deckenbalken ihr Abendessen zu sich genommen? Lucy hatte keine Ahnung. Sie wusste bloß, dass ihre Vergangenheit in diesem Haus mit dem Drachen an der Wand stattgefunden hatte.

Mit einem Mann, dessen Name ihrer Mutter als Letztes über die Lippen gekommen war, bevor sie starb.

Harry.

Vier

JUNI 1944

Kate

Ein goldener Sonnenstrahl stahl sich an einem der Verdunkelungsvorhänge vorbei, fiel quer durch die Dachkammer und genau auf mein Gesicht. Vielleicht wachte ich dadurch auf, womöglich war es aber auch das Wissen, dass ich nicht alleine war.

Ich streckte mich vorsichtig auf der abgewetzten Chintz-Chaiselongue mit dem verblichenen Muster aus. Vermutlich war sie vor langer Zeit einmal ein bequemes, sehr geschätztes und oft benutztes Sitzmöbel gewesen, doch nun war sie so abgenutzt, dass sie schlichtweg unbequem war. Eine Feder hatte sich durch das Polster gebohrt, und einer der Arme hing nur noch an einigen Stofffäden fest. Ich achtete darauf, das Möbel nicht zu sehr zu belasten – und mich dadurch womöglich zu verletzen –, als ich mich langsam von dem Ort erhob, an dem ich den Großteil der vergangenen Nacht verbracht hatte.

Captain Ravenel hatte tief und fest geschlafen, vermutlich vor allem aufgrund des Morphiums, das ich ihm verabreicht hatte.

Vergangene Nacht war ich gezwungen gewesen, seine Wunde erneut zu öffnen, um sie ordnungsgemäß zu reinigen, und



Karen White, Beatriz Williams, Lauren Willig

Das saphirblaue Zimmer

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-7341-0427-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2017

Drei Frauen in bewegten Zeiten und ein Schicksal, das sie alle verbindet ...

Manhattan 1945: Die junge Ärztin Kate Schuyler und ihr Patient, der verletzte Soldat Cooper Ravenal, fühlen sich sofort zueinander hingezogen. Doch wer ist die Frau auf dem Bild in Coopers Amulett, die wie Kate aussieht? Als sich die beiden langsam näher kommen, finden sie heraus, dass ihre Familien seit Generationen durch ein tragisches Schicksal verbunden sind, das vor allem das Leben der Schuyler-Frauen bestimmt und seinen Anfang im »saphirblauen Zimmer« nahm. Dieses besondere Zimmer soll sich in einem großbürgerlichen Haus an der Upper East Side befinden und könnte auch Kate und Cooper vor ungeahnte Entscheidungen stellen ...

 [Der Titel im Katalog](#)